

Fliegeralarm, Schulausfall und weiße Fahnen

Wie haben der **Zweite Weltkrieg und seine Folgen** die Bevölkerung geprägt? Menschen, die damals Kinder waren, erinnern sich an **Luftangriffe**, an Flucht und das Ziel, es noch rechtzeitig über die Elbe zu schaffen. Die **Nachkriegszeit ohne Angst** wird von vielen als „die schönste Zeit“ bezeichnet: Der **Neuanfang** bot zum Beispiel die Chance, eine **eigene Familie** zu gründen. Von Andrea Kolhoff

Als der Krieg begann, war sie sechs Jahre alt. Und zwölf, als im April 1945 die Panzer der britischen Commonwealth-Truppen ihre Heimat erreichten. Beide Tage sind mit ganz bestimmten Erinnerungen in ihrem Gedächtnis verankert. An manche Einzelheiten erinnert sich die 84-Jährige besonders. Am 1. September 1939 spürte sie als Sechsjährige die Aufregung der Erwachsenen und bekam mit, wie eine Nachbarin rief: „Sagt Eurem Vater Bescheid, der soll kommen und bei uns Radio hören.“ Der Krieg sei ausgebrochen, hieß es. „Wir hatten ja kein Radio“, erzählt Josefa Piel, geborene Havermann.



➤ Josefa Piel, geb. Havermann | Fotos: Andrea Kolhoff

Als das Haus brannte, war die Familie bereits weg
Auch an die drei Tage im April, als ihr Heimatort Nortrup (Landkreis Osnabrück) erobert wurde, erinnert sich Josefa Piel gut, weil sie sich beim Einmarsch der feindlichen Truppen versteckt halten mussten. Die Familie saß in ihrem Haus im kleinen Vorratskeller und schaute durch das Fenster hinaus, sah, wie das Nachbarhaus beschossen wurde und in Flammen aufging. Wo die Nachbarn waren, wussten sie in dem Moment nicht. Erst später erfuhr die Zwölfjährige, dass die Nachbarin, die dort mit ihrem Kind, ihren Eltern und zwei Tanten lebte, über Nacht weggegangen war. Sie hatte am Vortag geäußert, sie wolle die weiße Fahne hissen, wenn die britischen Truppen den Ort erreichten. Doch das hatte der Ortsgruppenleiter der NSDAP gehört und ihr gedroht: „Dann erschieße ich

dich.“ Als das Haus brannte, war die Familie bereits weg. Viele Panzer fuhren weiter, bald war der Ort erobert. „Als die kamen, da hatten wir Angst.“ Es war der elfte April. Familie Havermann bekam Einquartierung. Die Familie behielt eine Kammer, die Briten nutzten Wohnzimmer und Diele für die Soldaten der Military Police. Dass die Besatzer im Haus waren, schützte die Familie vor Plünderungen durch umherziehende befreite Zwangsarbeiter. „Am 12. April haben wir Schokolade gekriegt“, erzählt Josefa Piel. Und als die Briten abzogen, ließen sie ein kleines Geschenk da: ein Radio. Aus der Kriegszeit sind Josefa Piel besonders die Fliegerangriffe in Erin-

nerung. Die Familie Havermann – sie selbst, ihre Eltern und zwei Schwestern – lebte in Nortrup recht ländlich, aber in der Nähe einer Bahnlinie und nahe des Fliegerhorstes in Quakenbrück. Die nächste größere Stadt war Osnabrück. Die Schule sei oft ausgefallen wegen Fliegeralarms, 1943, 44 und 1945. Gründonnerstag 1945 zum Beispiel flogen Tiefflieger über den Ort und nahmen den Milchwagen unter Beschuss. Es seien auch Bomben gefallen, zum Beispiel erhielt das Haus von Onkel und Tante in Badbergen einen Volltreffer. Der Onkel kam nach Osnabrück ins Krankenhaus, doch auch das Marienhospital wurde bombardiert. So musste er nach Bad Iburg verlegt werden. Die Flugzeuge seien oft auf dem Rückweg von Berlin über Nortrup geflogen, meint Josefa Piel, und hätten dann ihre restlichen Bomben abgeworfen.

„Drei, vier Kühe und Hühner waren mit auf der Diele“

Der Vater, Jahrgang 1879, war Stellmachermeister und hatte schon am Ersten Weltkrieg teilgenommen. Während des Zweiten Weltkriegs wurde er nicht eingezogen, die Familie konnte all die Jahre zusammenbleiben. Die Werkstatt befand sich im Wohnhaus, Havermanns hatten auch einen Gemüsegarten und Kartoffelacker und „drei, vier Kühe und Hühner, die waren mit auf der Diele“, erzählt Josefa Piel. Man habe sehr einfach gelebt, so wolle heutzutage niemand mehr wohnen. Als Selbstversorger mussten sie aber während des Krieges

keinen Hunger leiden. Der Vater konnte die Binsensühle, die er flocht, gegen Lebensmittel tauschen.

Wer den Krieg überstanden hat, kann improvisieren

Josefa Piel, geboren am 24. März 1933, war Ostern 1939 eingeschult worden und besuchte die evangelische Schule, wie das Gebäude noch genannt wurde. Zu dem Zeitpunkt war es aber schon eine Gemeinschaftsschule, denn die Nationalsozialisten hatten die Konfessionsschulen aufgelöst. Während des Krieges fiel der Unterricht wegen Fliegeralarms oft aus, so dass sie nach dem Krieg das Angebot, an das achte Schuljahr noch seien oft auf dem Rückweg von Berlin über Nortrup geflogen, meint Josefa Piel, und hätten dann ihre restlichen Bomben abgeworfen. Ihren späteren Ehemann (Jahrgang 1932) lernte Josefa Piel bei Verwandten kennen. Er stammte ursprünglich aus dem Ruhrgebiet, war später mit Vater und Stiefmutter nach Magdeburg gezogen und schließlich alleine in Nortrup gelandet. 1963 wurde geheiratet. Das Paar hat vier Kinder und nahm außerdem drei Kinder von Josefas Schwester auf, nachdem diese an den Folgen einer Krebserkrankung gestorben war. Da wurde dann noch mal angebaut. Vorne das Malergeschäft, hinten die Räume für die Familie und über dem Lager noch weitere Zimmer. Wer den Krieg überstanden hat, kann improvisieren.



➤ Ein Kind vor einem Trümmerberg: So sah es nach dem Zweiten Weltkrieg in vielen deutschen Städten aus. | Foto: pa

Hartwig Wächter, Jahrgang 1931, ist auf dem Land groß geworden, etwa zehn Kilometer von Osnabrück entfernt. Er besuchte die Dorfschule in Wallenhorst, jeweils zwei Jahrgänge wurden in einem Klassenraum unterrichtet. Als er 1945 die Schule verließ, um eine Lehre zu beginnen, war er dreizehneinhalb Jahre alt. Der Hauptlehrer war Ortsgruppenleiter der NSDAP. Ohnehin fiel der Unterricht in den letzten Kriegsjahren oft aus, weil Fliegeralarm war.

Während des Krieges war einige Wochen lang die Waffen-SS in der Schule einquartiert. Als deren Soldaten wieder abgezogen waren, sahen sich einige Jungen seines Jahrgangs in der Schule um und fanden Gewehre mit Leuchtpurmunition. Damit haben die Jugendlichen dann abends im Wald geschossen. Das wurde aber von der NSDAP entdeckt. „Wir mussten in der Schule antreten und es wurde beraten, wie man mit uns verfahren will.“ Einer habe das Stichwort KZ genannt, aber der Offizier der Waffen-SS sprach sich dagegen aus. Es waren ja seine Männer gewesen, die die Munition vergessen hatten. Das Verhalten der Kinder blieb folgenlos. „Da hatten wir Glück und der Offizier auch“, meint Wächter. Ohnehin hätten sie während des Krieges Glück gehabt, seine Brüder und Schwestern und die Eltern. Sie mussten nicht hungern, denn sie hatten einen Gemüsegarten und ein Stück Land von den Großeltern, wo sie Roggen aussäen. Zwei Ziegen, zwei Schweine, Kaninchen und Hühner sorgten für Fleisch und Eier. Als die Briten im April 1945 Wallenhorst besetzten, richteten sie im Hof der Fami-



➤ Hartwig Wächter

lie eine Offiziersküche ein. „Die Offiziere aßen im Wohnzimmer. Sie hatten Weißbrot, die Reste warfen sie in den Garten, wo die Hühner waren. Wir Kinder hoben es auf und haben uns gefreut.“ Mit Schrecken erinnert sich Hartwig Wächter noch an Bombennächte in Hamburg während des Krieges. Zusammen mit seiner Mutter besuchte er Tante Lene, die Schwester seiner Mutter. Wenn Fliegeralarm kam, mussten sie in einen Hochbunker gehen, zusammen mit Vetter Ewald und Tante Lene. Der Vetter sei nach dem Krieg nach Amerika ausgewandert, man habe den Kontakt halten können. Hartwig Wächter absolvierte eine Lehre zum Großhandelskaufmann und war später in verschiedenen Unternehmen tätig. Bei der Arbeit lernte er seine Frau kennen, Christel Lange aus Pommern. Sie sind jetzt schon seit 57 Jahren verheiratet.

Christel Wächter wurde am 17. Dezember 1935 geboren, eine Woche vor Weihnachten. „Darum heiße ich Christel“, sagt sie und lacht. Ihr Bruder aus der ersten Ehe ihres Vaters ist sieben Jahre älter als sie, später wird noch eine kleine Schwester geboren, die sieben Jahre jünger als Christel ist. Die Familie lebt in einem Mehrparteienhaus in Falkenburg und hat einen kleinen Garten hinter dem Haus. Der Vater ist Lokführer und deshalb nicht Soldat. Als die Front näher rückt, schickt der Vater Christels Mutter mit den Töchtern auf die Flucht. Er selbst bleibt. Christels Mutter macht sich mit Christel und der kleinen Uschi auf den Weg. Sie nehmen einen Zug, der in Richtung Westen fährt, einen Güterzug. In einem Ort östlich von Greifswald beschließt die Mutter, auf den Vater zu warten, doch nach einer Nacht in einer fremden Wohnung fahren sie weiter. Der Zug fährt aus dem Bahnhof raus, „und dann kamen schon die Russen und beschossen uns, aber der Zug hat es geschafft“, erzählt Christel Wächter. „Das ging drunter und drüber, daran kann ich mich erinnern.“ Später wird eine Frau mit ihren Kindern, die durch die Schüsse getötet wurden, aus dem Zug geholt. Weiter geht es Richtung Westen. Wenn die Bahnstrecke neben einer Straße verläuft, kann Christel die Flüchtlingstracks auf den Straßen sehen, Mütter, Kinder, alte Menschen und immer wieder auch deutsche Soldaten auf dem Rückzug. Manchmal hält der Zug, dann holen sie sich Röhren vom Feld, „die waren wie süße Möhren“. Als sie durch Greifswald



➤ Christel Wächter

kommen, will Christel aussteigen und die dort wohnenden Großeltern besuchen, doch das will die Mutter nicht. Das Ziel: Wir müssen es über die Elbe schaffen, dort sind die Amerikaner. Sie fahren bis nach Osnabrück. Als sie in den Hauptbahnhof einfahren, gibt es Fliegeralarm, und Christel denkt: Jetzt haben wir die Flucht geschafft und sterben hier.“ Doch die Familie kann unversehrt weiter bis nach Dissen reisen, wird dort im Laufe der Zeit bei verschiedenen Familien untergebracht, zuletzt auf einem Bauernhof, wo sie nicht gern gesehen sind. Christel, die Ende 1945 zehn Jahre alt wird, kann in Dissen zur Schule gehen. Sie wird in der Klasse akzeptiert und findet eine beste Freundin. „Deren Familie hatte Landwirtschaft und da kriegte ich immer was zu essen.“

1947 kommt der Vater aus der Kriegsgefangenschaft in Sibirien frei und stößt zu seiner Familie. Als es ihm gesundheitlich wieder besser geht, findet er eine Anstellung als Lokführer. 1950 zieht die Familie nach Osnabrück. Christel beginnt eine Ausbildung zur Einzelhandelskauffrau, wechselt die Firma und kann bei der Großhandelsfirma Lehmkühl und Grandke in Osnabrück weiter arbeiten. Die Firma schickt einige ihrer Angestellten zu den Ausstellungen mit, die im Weser-Ems Gebiet durchgeführt werden. Das Sortiment an Haushalts- und Spielwaren wird an Wochenenden präsentiert, in Leer, Oldenburg und Bremen. Die Angestellten bauen drei Tage auf, begleiten den Verkauf, bauen wieder ab. „Das war eigentlich unsere schönste Zeit“, sagt Christel Wächter. Hartwig Wächter war damals ebenfalls bei dieser Firma beschäftigt. Die beiden haben sich dort kennengelernt. Sie heiraten 1960 und haben zwei Töchter. An die schrecklichen Erlebnisse der Flucht habe sie als Erwachsene nicht mehr oft gedacht, sagt Christel Wächter. Ihr weiteres Leben sei gut verlaufen: Sie habe ein gutes Elternhaus gehabt, ihre Familie war wieder zusammen, später gründete sie eine eigene. Um ihren Mann Hartwig heiraten zu können, konvertierte sie vom evangelischen Glauben zum katholischen. In Wallenhorst, dem Heimatort ihres Mannes, sei sie gut aufgenommen worden. Die 81-Jährige blickt positiv gestimmt auf ihr Leben zurück. „Ich habe allem mehr das Schöne abgewonnen“, sagt sie.

ZITAT

Manche Dinge sind zu schmerzhaft

„Wenn man seine Erinnerungen teilt, bleibt das nicht ohne Folgen. Manche Dinge sind zu schmerzhaft, um erzählt zu werden, denn im Erzählen würde man sie nochmals erleben. Und dann hofft man, dass die Zeit die Wunden heilt, bis man in der Lage ist, anderen mitzuteilen, was man durchgemacht hat, und sich so von der Last des Schweigens zu befreien. Häufig aber schweigt man auch dann noch, wenn kein Schmerz mehr mit diesen Erinnerungen verbunden ist – aus Selbstachtung, aus Scheu, die eigene Erniedrigung zur Schau zu stellen. Mit der Zeit spürt man, dass es besser ist, die anderen nicht mit der Erinnerung an das eigene Unglück zu belasten. Indem man Dinge erzählt, bleiben sie in den Köpfen anderer Menschen lebendig. Am würdevollsten und angemessensten ist es deshalb, sie in uns selbst sterben zu lassen.“

Auszug aus: „Kein Schweigen das nie endet.“ Ingrid Betancourt war in Kolumbien als Geisel von FARC-Rebellen entführt worden und sechs Jahre lang in deren Gefangenschaft.

NACHGEFRAGT

„Schweigen kann ein Weg sein, um eine Situation auszuhalten“

Kindern, die **Schreckliches erlebt** haben, wird der **Neuanfang** erleichtert, wenn sie einen Menschen haben, der sie begleitet. Das ist **besser, als „mutterseelenallein“** zu sein.

Der Theologe Christoph Hutter leitet das Psychologische Beratungszentrum in Lingen und spricht am Dienstag, 17. Oktober, zum Thema „Schweigen – das Erbe der Kriegskinder“ ab 19.30 Uhr im Forum am Dom in Osnabrück, Domhof 12.

Welche Jahrgänge zählen Sie zu den Kriegskindern? Wer bei Kriegsende zwei Jahre alt war, wird sich doch nicht mehr erinnern, oder?

Ich gehe an das Thema als Berater heran. Im Mittelpunkt der Beratung stehen die Geschichten, die in den Familien erzählt oder auch jahrelang nicht erzählt wurden. Darum kann man ganz pragmatisch sagen, dass die Menschen, die in der Kriegszeit schon geboren waren, Kriegskinder sind. In der Tat erinnern wir uns erst an relativ späte Ereignisse

aus unserer Kindheit. Alles was sich vor dem dritten bis vierten Lebensjahr abgespielt hat können wir im Normalfall nicht mehr benennen. Erinnerungen, die weiter zurückreichen, speisen sich zumeist aus Erzählungen, die wir später gehört haben und die wir als Wissen übernehmen haben. Ältere Erinnerungen, die vor dem Sprechvermögen eines Kindes abgespeichert wurden, haben dennoch eine große Bedeutung. Sie werden direkt im sogenannten „Körpergedächtnis“ abgespeichert. Dort sind Gerüche, Berührungen, Bewegungen, Töne und anderes unmittelbar mit den entsprechenden Gefühlen, also mit Angst, Lust, Wut oder Gefühlslagen von Bedrohung abgespeichert. Deshalb reicht manchmal ein Ton, der wieder gehört wird, oder ein vertrauter Geruch aus, um körperlich massiv zu reagieren.

Nächte im Bunker, Tote auf den Straßen: Kinder in den Städten haben oft noch Schlimmeres erlebt als die Kinder auf dem Land. Leiden diese mehr unter ihren traumatischen Erlebnissen?

Ich finde es ganz wichtig, dass keine Konkurrenz um das größte Leiden entsteht. Das eigene Leid lässt sich durch das Leid anderer nicht relativieren, weil jeder Mensch damit konfrontiert ist, wie er selbst eine Situation erlebt hat und wie massiv er oder sie selbst in der Situation gelitten hat. Nach dem Krieg war der Satz „Andere haben ja viel mehr durchmachen müssen“ oft zu hören. Heute wissen wir, dass dieser Satz zumeist ein Ausdruck der Traumatisierung war. Um den eigenen Schmerz nicht spüren zu müssen, hat man abgelenkt auf das Schicksal der

anderen. Wenn man die Geschichten in den Mittelpunkt stellt, die Menschen erlebt haben, oder die sie von ihren Eltern erzählt bekommen haben, dann wird deutlich, dass oft ein einzelnes Detail eine große Rolle bekommt, weil das Grauen als Ganzes ohnehin nicht verstehbar war. In den meisten Fällen geht es heute nicht mehr um die großen posttraumatischen Symptome. Das Thema ist vielmehr, dass sich das Lebensgefühl der Kriegskinder und der Kriegsenkel verändert hat. Menschen wurden ängstlicher und es ist schwer für Menschen, sich um sich selbst zu kümmern. Fluchtgeschichten setzten sich manchmal in einem Gefühl von Rastlosigkeit und Eile fort. Flucht und Vertreibung waren eine besondere Belastung für Erwachsene

und Kinder. Sind in dieser Gruppe die posttraumatischen Störungen am schlimmsten?

Auch hier ist es wichtig, nicht in eine Konkurrenz des Leidens zu kommen. Glücklicherweise gibt es in Deutschland eine starke Lobby dafür, dieses Thema nicht zu verdrängen und sich dem Leiden, das in Flucht und Vertreibung erlebt wurde, zu stellen. Das bedeutet aber nicht, dass sich anderes Leid dadurch relativiert. Jede einzelne Geschichte hat das Recht, erzählt, erinnert und betrauert zu werden.

Haben Betroffene mehr Verständnis für Flüchtlinge?

Gerade jetzt, wo so viele geflüchtete Menschen zu uns kommen, werden zwangsläufig die Geschichten berührt,

die wir aus unseren eigenen Familien kennen. Die Einquartierung im Haus der Urgroßeltern, die Fluchtgeschichte der Großeltern, die Erinnerung an Verwandte, die nie in einer neuen Heimat angekommen sind. Die Familiengeschichten über den Verlust der Existenzgrundlage und die unendlichen Mühen des Neuanfangs. Viele Menschen bringen die Bilder, die sie heute sehen, nicht bewusst mit ihrer Familiengeschichte in Beziehung. Aus psychologischer Perspektive ist aber völlig klar, dass hier ganz wirkmächtige Bilder aus den Familiengeschichten erwärmt werden. Deshalb reagieren viele Menschen mit heftigen Emotionen.



Theologe Christoph Hutter, Leiter der Psychologischen Beratungsstelle des Bistums in Lingen.

Was hat Kindern nach dem Krieg geholfen, ihre Zukunft zu meistern? Ist Verdrängen und Schweigen nicht auch eine Überlebensstrategie?

Es gibt in der Psychologie eine Strömung, die darüber nachdenkt, was Menschen hilft, schreckliche Situationen zu überleben: Die Resilienzforschung. Zentrale Befunde daraus sind, dass Menschen, die einen anderen Menschen haben, der sie begleitet und zu ihnen hält, viel größere Chancen auf einen guten oder zumindest erträglichen Neuanfang haben, als Menschen, die „mutterseelenallein“ sind. Andere Faktoren sind, dass resiliente Menschen einen Weg gefunden haben, die Situation, in der sie sind, zu begreifen und sie minimal mitzugestalten. Schließlich macht es Menschen widerstandskräftig, wenn sie ihrem Leben und auch der misslichen Lebenslage einen Sinn geben können. Die Frage nach Schweigen und Verdrängen liegt dagegen auf einer anderen Ebene. Schweigen kann kurzfristig der einzige Weg sein, eine Situation auszuhalten. Manche Lebenslage ist so unerträglich, dass sie sich der Beschreibung entzieht. Aus therapeutischer Sicht ist es wichtig, irgendwann den Preis des Schweigens in den Blick zu bekommen, den die Betroffenen, aber auch deren Kinder, für das Schweigen zahlen.

Interview: Andrea Kolhoff